

Im Fokus | Jakob Egli, Geschäftsführer des Vereins Chupferhammer, über Normalisierung und Selbst-

«Die zentrale Frage ist: Wie wird privates Wo

Jakob Egli kämpft engagiert für mehr Privatheit sowie für mehr Selbst- und Mitbestimmung von Menschen mit Behinderung im Bereich Wohnen. Der Geschäftsführer des Vereins Chupferhammer, der gerne provoziert, erachtet deshalb grosse Wohnheime für überholt und fordert die Schaffung dezentraler Wohngruppen.

INFOS INSOS: Jakob Egli, die UNO-Menschenrechtskonvention hält fest, dass Menschen mit Behinderung ein Recht auf eine selbstbestimmte Lebensführung haben. Was verstehen Sie persönlich unter diesem Begriff?

Jakob Egli: Selbstbestimmung ist in meinen Augen kein absoluter Wert, denn maximale Selbstbestimmung endet stets in einer Form von autistischer, einsamer Lebensführung. Wer will schon mit einem Menschen zusammenleben, der nur selbst

Institutionen sollen ein Zuhause bieten, das Privatheit erlaubt, fordert Jakob Egli.
Bild | Matthias Spalinger



Jakob Egli ist Geschäftsführer des Vereins Chupferhammer mit Sitz in Ebnet-Kappel (SG) sowie Berater, Dozent und Kursleiter. Bild | zvg

bestimmt? Folglich sollte im institutionellen Kontext nicht die maximale Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderung das Ziel sein, sondern ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Selbst-, Mit- und Fremdbestimmung. Manchmal lasse ich mich gerne fremdbestimmen, das kann sehr entlastend sein. Im familiären, professionellen und politischen Kontext jedoch bestehe ich vielfach auf meinem Recht auf Mitbestimmung. Im Intim- und Privatbereich schliesslich ist Selbstbestimmung sehr zentral.

Und wie sieht dieses «ausgewogene Verhältnis» konkret bei Menschen aus, die in einer Institution leben?

Der zentrale Auftrag einer Institution besteht darin, gute Rahmenbedingungen für die Bewohnerinnen und Bewoh-

ner zu schaffen, damit diese nicht missbräuchlich in ihrem Recht auf Selbst- und Mitbestimmung eingeschränkt werden. Ich beobachte jedoch, dass dies in zahlreichen Institutionen geschieht, insbesondere im intimen und privaten Bereich.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Es gibt Institutionen, die in ihrem Leitbild festhalten, dass sie sich am Normalisierungsprinzip orientieren. Trotzdem werden alle Bewohnerinnen und Bewohner ungefragt zur selben Zeit geweckt und zur selben Zeit in die Werkstätte geschickt. Wenn wir von Normalisierung sprechen, sollten Menschen in einer Institution von denselben Freiheiten profitieren können wie die übrigen Mitglieder unserer Gesellschaft. So haben auch sie beispielsweise ein Recht darauf, übergeordnet oder unordentlich zu sein, die Zähne morgens nicht zu putzen oder gemeinsam die Regeln des Zusammenlebens respektive die Hausordnung festzulegen.

Selbstbestimmung hat aber auch Grenzen, insbesondere dann, wenn mehrere Menschen zusammenleben.

Das stimmt. Ich plädiere auch nicht für ein unreflektiertes Laisser-faire. Die Grenzen ziehe ich dort, wo die Rechte

und die Integrität eines anderen Menschen durch ein bestimmtes Verhalten verletzt werden.

Der Bereich Wohnen steckt im Wandel. Noch vor dreissig Jahren gab es dort für Individualität kaum Platz. Seither hat sich vieles verändert. Welches sind heute die grossen Fragen, die jede Institution beantworten muss?

In unserer Gesellschaft wohnt man privat. Das Wohnen in Betrieben, Anstalten und Heimen ist folglich nicht normal. Institutionen müssen sich deshalb heute die Frage stellen, wie privates Wohnen

«Für die Institutionen müssen die Ansprüche massgebend sein, die wir alle ans Wohnen stellen.»

im institutionellen Kontext möglich wird. Es braucht dafür neue Konzepte, die klar aufzeigen, wie weit die betrieblichen Imperative wirken sollen und wo das Recht auf Selbst- und Mitbestimmung beginnt. Leider gibt es heute zahlreiche unreflektiert übernommene und auf simple Dienstleistung ausgerichtete

stbestimmung im Bereich Wohnen

Wohnen im institutionellen Kontext möglich?»



Institutionskonzepte, welche die Bewohner als Kunden behandeln. So kann kein Gefühl von Zuhause-Sein und von Privatheit aufkommen.

Institutionen wenden vielfach ein, dass das von Ihnen beschriebene Ideal der Selbst- und Mitbestimmung betrieblich nicht umsetzbar sei.

Solche Einwände sind für mich nur Vorwände. Der Verein Chupferhammer (vgl. Kasten) beispielsweise zeigt mit seinen dezentralen Wohngruppen, dass Selbst- und Mitbestimmung möglich ist. Natürlich ist dies für die Institutionen eine grosse Herausforderung und auch Mehrarbeit. Doch Menschen mit Behinderung haben ein Recht auf möglichst normale Lebens- und Wohnbedingungen.

Sie sind ein scharfer Kritiker zentraler Wohnheime. Warum?

Unter den Aspekten der Normalisierung, Integration und Inklusion sind zentrale Wohnheime überholte Angebote. Wir brauchen andere, neue Institutionsformen. Viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter geben ihr Bestes, aber entscheidend für die heutigen Verhältnisse in den Institutionen sind aus meiner Sicht die oft nicht mehr zeitgemässen Konzeptionen.

Heisst das, dass sich für Sie Normalisierung resp. Selbstbestimmung und ein Leben im institutionellen Rahmen ausschliessen?

Nein, keinesfalls. Wir dürfen Menschen mit Behinderung nicht alleine lassen. Sie sind auf Einrichtungen respektive Institutionen angewiesen. Deren Angebote müssen jedoch angemessen und wandelbar sein sowie sich an den Bedürfnissen der Betroffenen orientieren.

Zur Person

Jakob Egli (65) ist Berater, Dozent, Kursleiter sowie Geschäftsführer des Vereins Chupferhammer mit Sitz in Ebnet-Kappel (SG). Der Chupferhammer bietet 76 erwachsenen Menschen mit geistiger und psychischer Behinderung ein Leben in elf dezentralen, quartierintegrierten Wohngruppen in den Kantonen Appenzell Ausserrhoden, St. Gallen, Thurgau und Zürich, die «Gemeinschaft, professionelle Begleitung, Privatheit, Schutz und gesellschaftliche Integration» ermöglichen. Die regionale geschützte Werkstätte in Ebnet-Kappel bietet rund 40 Arbeitsplätze an. | blb
www.jakobegli.ch

Zudem müssen sie den legitimen Ansprüchen auf Privatheit entsprechen, die jedes Mitglied unserer Gesellschaft hat.

Konkret: Was zeichnet eine Institution aus, die dem Prinzip der Normalisierung und dem Paradigma der Inklusion voll und ganz nachlebt?

Eine solche Institution orientiert sich an den Ansprüchen, die wir alle an unser Wohnen stellen. Niemand von uns ist in seiner Wohnung Kunde, Klient oder Gast. Innerhalb der institutionellen Angebote braucht es einen Paradigmenwechsel vom «gewohnt werden» hin zum «Zuhause sein». Das heisst auch, dass Angebote in der Grösse von vier bis sieben Bewohnenden in normalen Quartieren und Dörfern eingebettet sein müssen. Der Kernbegriff ist hier jener der «institutionell abgesicherten Privatheit».

Und was schlagen Sie jenen Institutionen vor, die heute lediglich über ein zentrales Wohnheim verfügen?

Institutionen, die ihr Angebot noch auf die Heimkonzeption ausgerichtet haben,

«Es braucht neue Konzepte, welche die Schnittstellen zwischen Betrieb und Privat aufzeigen.»

können sich schrittweise in dezentrale, fachlich zeitgemässe Angebote wandeln.

Welches sind die grössten Hindernisse bei der Umsetzung der neuen Paradigmen?

Hindernisse gibt es viele. Ein Problem ist etwa das Bestreben vieler Heime nach Selbsterhaltung, ein anderes das Festhalten an simplen Dienstleistungskonzepten, die einen Betrieb statt ein Zuhause bieten. Zudem ist es fachlich sehr anspruchsvoll, die Schnittstelle zwischen Betrieb und privat innerhalb einer Institutionskonzeption zu fassen. Doch wer sich dieser Aufgabe stellt und den Wandel auch konzeptionell vollzieht, dem steht ein spannender und für die Menschen mit Behinderung sehr bereichernder Prozess bevor.

| Interview: Barbara Lauber